

der Moderne konfrontiert ist. Aufgelassene Gebäude und Siedlungen, aber auch Orte temporärer Nutzungen sind dagegen gleichermaßen ein Phänomen früherer Epochen, doch scheinen sie durch den Flächendruck weitaus gefährdeter. Die Analysen ließen sich ergänzen, doch hätte dies dem Buch eine völlig neue Richtung gegeben.

Abschließend (Kap. 13) greift Theune die einleitend bereits angerissene Frage der ethisch-moralischen Aspekte einer Gegenwartsarchäologie anhand des weiten Feldes von „Archaeology and commemoration“ auf. Hier bekommt *dark* oder *unwanted heritage* ein weiteres Gesicht, wenn beispielsweise offizielle und inoffizielle Narrative aufeinandertreffen (z. B. bei „Bürgerkriegen“) oder die Frage nach den politischen und gesellschaftlichen Mechanismen der Produktion von Kulturerbe behandelt wird.

Claudia Theune greift mit ihrem Buch eines der Kernthemen der Archäologie des 20. und 21. Jahrhunderts auf. Konflikt, Krieg und Terror sind die eine, die dunkle Seite der „Herrschaftstechniken der Angsterzeugung“ (R. MAUSFELD, Angst und Macht. Herrschaftstechniken der Angsterzeugung in kapitalistischen Demokratien [Frankfurt a. M. 2019]. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:101:1-2019080805202040978361>). Dass sie Themen wie Industrialisierung, Globalisierung oder auch die Diskussion um das Anthropozän nicht weiter aufgreift, ist nachvollziehbar. Es handelt sich um kein Handbuch zur Archäologie des 20. oder 21. Jahrhunderts. Gewünscht hätte ich mir allerdings, wenn sie ihr Kernthema noch stärker theoretisch verankert hätte. So vermisste ich eine tiefere theoretische Fundamentierung in Bezug auf die soziologische, politische oder auch psychologische Konfliktforschung und deren Einbindung in globalhistorische Perspektiven.

„A Shadow of War“: Das Buch ist nicht nur allen zu empfehlen, die eine sehr gelungene Einführung in die Archäologie von Konflikten insbesondere des 20. Jahrhunderts suchen. Sehr verständlich und instruktiv geschrieben, überzeugend bebildert und in einer ausgewogenen Mischung von übergreifenden Themen und nachvollziehbaren Fallstudien, gelingt Claudia Theune eine abgerundete Sicht auf die *darker sides of conflict*. Das Buch bietet zugleich einen guten Einstieg in die Archäologie des 20. Jahrhunderts, denn die im Buch behandelten Themen betreffen grundsätzliche Fragen einer Archäologie der Moderne.

DE-24118 Kiel
Johanna-Mestorf-Str. 2–6
E-Mail: umueller@ufg.uni-kiel.de

Ulrich Müller
Professur für Frühgeschichte,
Mittelalter- und Neuzeitarchäologie
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Christian-Albrechts-Universität Kiel

GARY LOCK / IAN RALSTON (Hrsg.), Hillforts. Britain, Ireland and the Nearer Continent. Papers from the Atlas of Hillforts of Britain and Ireland Conference, June 2017. Archaeopress Archeology, Oxford 2019. £ 45,-. ISBN 978-1-78969-226-6 (Paperback). £ 16,-. ISBN 978-1-78969-227-3 (E-Book). 250 Seiten mit 145 Abbildungen und 9 Tafeln.

Mit diesem Band geben Gary Lock und Ian Ralston die Beiträge einer Konferenz heraus, die im Juni 2017 zum Abschluss des Projekts *The Atlas of Hillforts of Britain and Ireland* in Edinburgh abgehalten worden ist. Der „Atlas“ ist das Ergebnis einer vierjährigen, von den Herausgebern geleiteten Zusammenarbeit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universitäten Edinburgh, Oxford und des University College Cork, an der auch verschiedene staatliche Denkmalbehörden und zahlreiche ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter beteiligt waren. Ziel des „Atlas“ war die Erfassung von vor- und frühgeschichtlichen Befestigungsanlagen auf den

Britischen Inseln in einer Online-Datenbank, deren frei zugängliche 4147 Denkmaleinträge für weiterführende Forschungen verwendet und beispielsweise in GIS-Analysen prozessiert werden können. Obwohl die zwischen 2012 und 2016 erhobenen Daten nur den Forschungsstand bis zu dieser Schwelle widerspiegeln können, ist keine Ergänzung vorgesehen. Griffig, aber problematisch ist die Wahl des Begriffes *hillfort*. Auch wenn es naheliegend erscheint, kann dieser ja nicht ohne weiteres als „Höhenbefestigung“ oder „befestigte Höhengiedlung“ übersetzt werden. Adäquater wäre etwa „Ringwall“ oder „Ringwallburg“, denn beispielsweise Befestigungen in Spornlage oder Abschnittsbefestigungen firmieren in der anglophonen Archäologie unter der eigenständigen Kategorie „promontory forts“. Aber auch diese sind – man muss freilich zugestehen: sinnvollerweise – im Atlas ebenso vertreten wie Befestigungsanlagen in Tälern, im Flach- und Marschland. Dagegen wurden die englischen Oppida nur summarisch behandelt und jeweils mit den wichtigsten Grundangaben aufgelistet.

In seinem einleitenden Aufsatz (S. 3–8) erläutert Lock die Kriterien, die zur Aufnahme der einzelnen Fundstellen in den Datenbestand geführt haben. Während die Datierung der Anlagen und ihr Erhaltungszustand keine Rolle spielten, waren mindestens zwei der nachfolgenden Punkte zu erfüllen: erstens eine topografisch herausragende oder dominante Position in der Umgebung, zweitens Befestigungswerke, die „beeindrucken“ sollen, und drittens eine Innenfläche von nicht weniger als 0,2 ha. Die Arbeitsgruppe war sich im Klaren, dass all diese Kriterien subjektiv und willkürlich festgelegt worden sind. Selbst beim letzten Punkt, der aufgrund der Messbarkeit noch am objektivsten erscheint, lässt sich um die Ziehung einer sinnvollen Grenzlinie streiten – was wohl auch geschehen ist. Mit dieser geringen Innenfläche als Kompromiss konnten etliche kleine Anlagen, die traditionell mit dem Begriff *hillfort* belegt sind, aufgenommen werden, während gleich mehrere Zehntausend noch kleinerer Befestigungen wie schottische *brochs*, irische und walisische *raths* usw. nicht berücksichtigt zu werden brauchten. Deutlich subjektiver und daher schwerer zu beurteilen sind die beiden anderen geforderten Eigenschaften. So wurde in Hinblick auf die Befestigungswerke erwartet, dass sie den „Anspruch an den Tag legen, Menschen auszuschließen oder zu beeindrucken“ (S. 6, Übersetzung Rez.) und nicht nur Tiere drinnen oder draußen zu halten. Ist dies bei Plätzen mit mehrgliedriger Umweh rung noch relativ plausibel, so liegt das Problem vor allem bei den eingliedrigen Befestigungen, deren Einschätzung freilich stark vom Erhaltungszustand abhängt. Die Problematik der topografischen Position wurde schon angedeutet. Der ohnehin etwas schwammige Begriff *hillfort* wurde vollständig aufgeweicht und ohne Not im Grunde nur mehr als Synonym für „Befestigungsanlage“ verwendet. Kleinster gemeinsamer Nenner ist nun, „dass die Fundstelle ihre lokale topografische Lage ausnutzen sollte, um lokal in einer beherrschenden Stellung zu sein, in dem Sinne, dass diejenigen, die sich darin befinden, einen gewissen topografischen Vorteil aus ihrer Position erzielen“ (S. 6, Übersetzung Rez.). Neben diesen wichtigen Prämissen, die hier absichtlich etwas breiter dargestellt wurden, handelt die Einleitung Locks noch die Rahmendaten des „Atlas“-Projekts und die Beteiligung der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer sowie insbesondere die grundsätzlichen Beweggründe der Beschäftigung mit diesem Thema ab. Dabei streicht er den emotionalen Einfluss der *hillforts* heraus, der außerhalb des wissenschaftlichen Ansatzes angesiedelt ist und sie zu einer Inspirationsquelle für Kunstschaffende unterschiedlicher Couleur und zu persönlichen, regionalen und in einigen Fällen auch nationalen Identifikationspunkten werden ließ.

Im zweiten Beitrag (S. 9–27) greift Ralston noch einmal die Definitionskriterien des „Atlas“ auf und erläutert diese, nachdem er einleitend das überregionale Zusammentragen, Vereinheitlichen und öffentlich Zugänglichmachen aller verfügbaren Daten als die wichtigsten Ziele des Projektes herausgestellt hat. Der größere Teil seines Beitrags beschäftigt sich dann aber im Detail mit der Erfassung und Kartierung von *hillforts* auf den Britischen Inseln. Damit liefert er aber nicht nur den forschungsgeschichtlichen Hintergrund, sondern stellt auch die Bedeutung des „Atlas“-

Projektes heraus, die auch in einer deutlich gestiegenen Fundstellenzahl liegt. Relativierend muss aber hinzugefügt werden, dass dies zu einem gewissen Grad auch dem Aufweichen der Definitionskriterien geschuldet sein dürfte und natürlich einer ganzen Anzahl nach den „Atlas“-Kriterien als unsicher einzuschätzenden Anlagen, wie Ralston selbst angibt.

Ian Brown nimmt sich in seinem Beitrag (S. 28–53) den *hillforts* in England und Wales an, um an ihnen einerseits die Verschiedenheit und Komplexität der Anlagen und andererseits die Vielfalt der analytischen Möglichkeiten zu exemplifizieren, die erst durch den „Atlas“ möglich wurden. Nach einem Überblick über die Spannweite des vorliegenden Materials erläutert er die gegenüber dem bisherigen Kenntnisstand veränderte Verbreitung und mehrere thematische Karten hierzu.

Brown liefert aber auch mehr ins Detail gehende Ergebnisse, etwa zu unterschiedlichen Befestigungstypen, Eingangsformen, architektonischen Strukturen und der Innenbebauung, die nur durch Prospektionsmethoden oder Ausgrabungen zu gewinnen sind. Doch stößt der „Atlas“ dort an seine Grenzen, denn in der Regel war während der Datenerhebung eine vertiefte Beschäftigung nicht möglich, sodass wichtige Zusammenhänge, wie etwa zur Interpretation – z. B. Rundhaus oder Viehkral – oder auch zu den chronologischen Zusammenhängen zwischen Befestigung und Innenbebauung, nicht ohne Weiteres darstellbar sind. Immerhin sind die Daten aber nach der Art ihrer Erhebung abzufragen, sodass gewisse interpretatorische Anhaltspunkte bestehen und eine eventuell nötige Literaturrecherche sich eingrenzen lässt. Insgesamt können auf diese Weise rund 120 Merkmale abgefragt und durchaus auch in komplexeren Suchen zu bestimmten Fragestellungen kombiniert werden. Man kann Brown daher nur zustimmen, darin ein wichtiges Werkzeug bei der Analyse und zum besseren Verständnis des *hillfort*-Phänomens zu sehen.

In einem wiederum eher forschungsgeschichtlich ausgerichteten Beitrag beleuchtet Stratford Halliday (S. 54–76), wie die „Atlas“-Kriterien auf die schottischen *hillforts* angewendet wurden. Darin legt er die Unterschiede zum südlichen Teil der Britischen Inseln dar, die auch in typologischer und terminologischer Hinsicht bestehen, beschreibt ausführlich frühere Kartierungsansätze und die Schwierigkeiten, die „Atlas“-Vorgaben auf das Datenmaterial Schottlands anzuwenden.

Das Autorentrio James O’Driscoll, Alan Hawkes und William O’Brien resümiert zu den *hillforts* in Irland (S. 77–96). Ausgehend von einer Aufzählung möglicher Interpretationen des Phänomens wird auch hier ein knapper Abriss der Forschungsgeschichte gegeben. Danach skizzieren sie die auf der „Grünen Insel“ übliche morphologische Klassifizierung und die Probleme, die sich daraus ergeben. Beleuchtet werden aber auch die Verbreitung und Verbindung der *hillforts* zur Landschaft sowie noch einmal etwas detaillierter ihre Chronologie. Dezidiert streichen die Autoren dabei für Irland ein früheres Einsetzen der *hillforts* als auf den Britischen Inseln heraus, nämlich am Übergang von der mittleren zur späten Bronzezeit, und verweisen gar auf neolithische Vorgängeranlagen, woraus sie auf gleich mehrere Traditionsstränge schließen. Dem folgen einige Bemerkungen zu den möglichen Funktionen von *hillforts*, zu ihren Überlieferungsbedingungen und -chancen sowie ein abschließender Ausblick auf die Zukunft ihrer Erforschung in Irland.

Zusammen mit Gordon Noble betrachtet O’Driscoll dann im anschließenden Beitrag befestigte Siedlungsformen des frühen Mittelalters in Schottland und Irland (S. 97–116). Nach der Vorstellung der unterschiedlichen Anlagentypen halten sie als Ergebnisse ihrer Zusammenschau schließlich die Gemeinsamkeiten dieser Anlagen fest, die in mehreren Aspekten darauf hindeuten, dass sie mit einer höher stehenden sozialen Schicht zu assoziieren sind. Eine verkleinerte Innenfläche, ausgefilterte oder aufwendige Befestigungen sowie stärker kontrollierbare Zugangswege gehören hierzu.

Letztere sind auch von Belang in Jessica Murrays Aufsatz (S. 117–136), der auf Basis von GIS-Analysen einen Beitrag zur Interpretation britischer Höhenbefestigungen liefert. Anhand von fünf Testregionen, die sich auf Südwestengland, Wales und Schottland verteilen, untersucht sie durch

viewshed- und *cost surface-*Analysen den Zusammenhang zwischen, wie sie es nennt, „unproportionalen Umwallungen“ (S. 119, Übersetzung Rez.), den Zugängen und den gewählten Wegen dorthin. Als wesentliches Ergebnis kann festgehalten werden, dass die Befestigungen häufig entlang des Zuweges bzw. an den am leichtesten zugänglichen Stellen und Eingangsbereichen in der Regel durch aufwendigere oder massivere Gestaltung gleichsam Schauseiten ausbilden. Gleichzeitig gab es bisweilen aber auch gewissermaßen dahinter versteckte Befestigungsteile, die zwar weniger prominent ausgebildet waren, potenziellen Angreifern aber keinen Überblick über den tatsächlichen Umfang der Wehranlagen ermöglichten und so einen taktischen Vorteil boten. Man nutzte also ganz offensichtlich diese optische Wirkung, um vermutlich einerseits die friedfertig gestimmten Besucherinnen und Besucher zu beeindrucken und auf der anderen Seite die feindlich gesinnten abzuschrecken. Murray hält es aber auch nicht für unwahrscheinlich – einen älteren Ansatz aufgreifend –, dass durch die gewollte Sichtbarkeit – auch der Innenfläche –, die geradezu einer Zurschaustellung gleichkommt, eine Art von Gruppenidentität geschaffen oder bestätigt worden sein könnte. In Murrays Stichproben konnten verschiedentlich auch Sichtverbindungen zwischen näher beieinander gelegenen *hillforts* beobachtet werden. Mit Blick auf den immensen Ressourcendruck deutet sie dies in Richtung einer zeitlichen Abfolge, anstatt von ihrer gleichzeitigen Errichtung durch eine oder verschiedene konkurrierende Gruppen auszugehen.

Hier schließt M. Simon Maddisons Beitrag (S. 137–154) an, der sich diesem Phänomen der Clusterung und ganz allgemein der Verteilung der *hillforts* widmet. Seine Analyse fußt auf den über 3300 als gesichert einzustufenden Datensätzen des „Atlas“ und hat die Identifizierung möglicher geografischer und topografischer Determinanten zum Ziel, an denen sich regionale Merkmale und Besonderheiten, aber auch mögliche Hierarchien herausarbeiten lassen. Maddison hält die Möglichkeit für gegeben, daraus Erkenntnisse zu möglichen Funktionen, aber auch zur politischen und sozialen Organisation abzuleiten. Sein Hauptwerkzeug hierfür ist zunächst die *percolation-*Analyse, bei der das räumliche Verhältnis von Punkten und ihr Verhalten gegenüber anderen auf mathematischem Weg beschrieben werden. Seine Ergebnisse daraus setzt er mit den im Domesday Book von 1086 n. Chr. beschriebenen *shire*-Grenzen in Verbindung und kann dabei Kontinuitäten konstatieren, die bemerkenswerterweise von der Vorgeschichte bis mindestens ins Hochmittelalter reichen. Ganz anders stellen sich die Ergebnisse aus einem Abgleich zwischen den englischen „Atlas“-*hillforts* und den eisenzeitlichen Funden dar, die in der zentralen Datenbank des *Portable Antiquities Scheme* geführt sind. Letztere dient zwar hauptsächlich der Erfassung der Funde von Sondengängern, womit die *hillforts* als denkmalgeschützte Bereiche *per se* ausgeschlossen sind, doch lässt sich dadurch die relative Fundarmut, ja bisweilen sogar gänzliche Fundleere im Bereich ihrer Hauptverbreitungszonen nicht erklären – gerade im Vergleich zu den äußerst funddichten aber *hillfort*-armen östlichen Landesteilen. Beides sind beredte Beispiele für die Analysemöglichkeiten, die der „Atlas“ durch Verschneidung mit anderen Datengrundlagen bietet. Danach stellt er seine Analyse von drei Beispielclustern vor, die nach seiner Meinung deutlich regionale Gruppenidentitäten widerspiegeln. Der Schwachpunkt der Untersuchung liegt aber, worauf Maddison selbst verweist, im Weglassen der chronologischen Aspekte.

Den umfangreicheren ersten Teil des Bandes, der sich mit dem „Atlas“ selbst beschäftigt, schließt der Beitrag von John Pouncett (S. 155–162) ab, der sich mit der von ihm erstellten Online-Anwendung desselben im Detail beschäftigt, seine technischen Details und Funktionen erläutert und abschließend die Anzahl der Zugriffe seit dem „ans Netz gehen“ mit einer positiven Bilanz bewertet.

Der zweite Teil des Bandes verspricht „kontinentale Perspektiven“ und beginnt mit einem ausführlichen Beitrag von Sophie Krausz zu den eisenzeitlichen Befestigungsanlagen in Frankreich (S. 165–187). Nach einem knappen forschungsgeschichtlichen Abriss und der Vorstellung der bronzezeitlichen Wurzeln des dortigen Befestigungswesens, werden die unterschiedlichen Typen

von Fortifikationen vorgestellt und an aktuellen Beispielen erläutert. Dabei handelt es sich grundsätzlich zunächst um Trockensteinmauern, die vor allem im Süden Frankreichs, aber vereinzelt auch in anderen Landesteilen auftreten; dann verschiedene Arten von holzverstärkten Mauern, unter denen der *murus gallicus* eine herausragende Rolle einnimmt, gefolgt von einer problematischen Gruppe von verglasten oder zu Kalk versinterter Mauern und schließlich die aus einer massiven Aufschüttung bestehenden Umwallungen, die Krausz als „das ultimative keltische Modell“ (S. 177, Übersetzung Rez.) beschreibt. Im Unterschied zum *murus gallicus* sieht sie in ihnen keine aufwendigen Prestigebauten, sondern ausschließlich auf die Verteidigung im Moment der akuten Bedrohung ausgerichtete Fortifikationen – mit anderen Worten eine unmittelbare Reaktion auf die römische Belagerungsmaschinerie am Endpunkt der eisenzeitlichen Entwicklung.

Der darauffolgende Beitrag von Fernando Rodríguez del Cueto (S. 188–205) hat die eisenzeitlichen Befestigungsanlagen in Kantabrien und Asturien im Fokus. Dazu skizziert er zunächst grob die Verbreitung derselben in den beiden Räumen mit ihren historischen und geografischen Voraussetzungen und legt danach das chronologische Gerüst dar, das auf einer Reihe – leider nicht ganz aktueller – ¹⁴C-Daten beruht. Ausgehend von einer Forschungsgrundlage, die del Cueto in einem „fortgeschrittenen Entwicklungsstadium“ (S. 200, Übersetzung Rez.) sieht, die bei objektiver Betrachtung aber noch deutliche Mängel erkennen lässt, wagt er anhand mehrerer Beispiele einige Interpretationen. Del Cueto versäumt es nicht, immer wieder die Wichtigkeit weiterer Forschungen zu betonen und sieht dabei in der digitalen Erfassung und Bereitstellung einen wichtigen Baustein.

Den Band schließt Axel G. Posluschnys Beitrag zu den befestigten Höhensiedlungen und Oppida der Eisenzeit in Süddeutschland (S. 206–222) ab und kontrastiert ihn mit Ergebnissen aus einer Region, die keine unmittelbaren kulturellen Verbindungen mit den Britischen Inseln erkennen lässt. Nach der Abgrenzung seines Arbeitsgebietes wirft er Schlaglichter auf dessen politisch-organisatorische und landschaftliche Vielfalt, mit denen nicht nur unterschiedliche Forschungstraditionen verbunden sind, sondern die gerade in der jüngeren Geschichte auch dazu geführt haben, dass es in Bezug auf die befestigten Höhensiedlungen regional unterschiedliche Kenntnisstände und keine länderübergreifende Datengrundlage als Entsprechung zum „Atlas“ gibt. Diesen Präliminarien lässt er in chronologischer Reihung Beschreibungen der grundlegenden Typen umwehrter Siedlungen folgen. Neben einfachen Höhensiedlungen zählt er auch die v. a. in Bayern verbreiteten „Herrenhöfe“, also mit Wall und Graben umwehrte Gehöfte, hierzu. Bei den sogenannten Fürstensitzen stehen zunächst die Heuneburg und die Urbanisierungsprozesse der späten Hallstattzeit im Fokus. Aufgrund der jüngsten, umfangreichen Untersuchungen zu diesem Themenkomplex kann festgehalten werden, dass sich die Anschauungen hierzu von einem zunächst relativ simplen und scheinbar übergreifend anwendbaren Modell zu einem Bild aus einzelnen Fundstätten mit komplizierter Individualität gewandelt hat. Am Beispiel der frühlatènezeitlichen Wallanlagen auf dem Glauberg kann er zudem zeigen, dass selbst massive Befestigungsanlagen nicht immer Fortifikationscharakter besitzen müssen. Als Äquivalent zu den „Herrenhöfen“ zählt er folgerichtig auch die so genannten Viereckschanzen zu den befestigten Anlagen und umreißt knapp deren durchaus bewegte Interpretationsgeschichte. Danach widmet er sich den Oppida als den am besten erforschten Siedlungstypen der späten Latènezeit und kommt natürlich nicht umhin, nach einer summarischen Skizze ihrer Charakteristika und der exemplarischen Darstellung des Dünsberges, auch kurz und knapp Manching vorzustellen. Er schließt seinen Beitrag u. a. mit der Feststellung, dass es angesichts so stark variierender Voraussetzungen – in durchaus mehrerlei Hinsicht – schwierig ist, einen konzisen Überblick zu geben.

Diese Feststellung schien in gleicher oder ähnlicher Weise auch in anderen Beiträgen des Bandes immer wieder auf und kann wohl als geradezu symptomatisch für die Beschäftigung mit den *hillforts* angesehen werden. Zur Verbesserung dieser Situation liefert der „Atlas“ unzweifelhaft

einen wertvollen Beitrag und ist mehr als nur *ein* Schritt in die richtige Richtung. Der vorliegende Band zeigt dies überdeutlich und gewährt gleichzeitig einen Blick hinter die Kulissen des Projektes. Er lotet aber nicht nur Hintergründe aus, sondern offeriert Perspektiven zu seiner Nutzung, zur Analyse des enorm umfangreichen Datenmaterials und legt erste Ergebnisse daraus dar. In entsprechender Weise grundlegende Arbeiten für andere Regionen, am besten mit international vergleichbaren Parametern, sind daher mehr als wünschenswert und sollten sich in unserer zunehmend vernetzten Welt nicht mehr außerhalb des Möglichen befinden. Die Sammelband-Beiträge aus Festlandeuropa unterstreichen dieses Desiderat, in dem sie die durchaus unterschiedlichen Kenntnis- und Erforschungsstände illustrieren und nicht nur mit den britischen und irischen Verhältnissen, sondern auch untereinander merklich kontrastieren.

DE-97239 Aub

Burgweg 2

E-Mail: markus_schussmann@yahoo.com

Markus Schußmann

Ian GILLIGAN, Climate, Clothing, and Agriculture in Prehistory. Linking Evidence, Causes, and Effects. Cambridge University Press, Cambridge 2019. £ 25,99. ISBN 978-1-108-45519-0 (Paperback). ISBN 978-1-108-55588-3 (E-Book). doi: <https://doi.org/10.1017/9781108555883>. xx + 326 Seiten mit 101 Schwarz-Weiß-Abbildungen.

„Das größte Hindernis für den Zugewinn an wissenschaftlichen Erkenntnissen ist der Wissenschaftler selbst. Einmal zu einer höheren Position in seinem Fach aufgestiegen, ist er von der Vorstellung seiner Unfehlbarkeit derart überzeugt, dass es nichts auf der Welt gibt, was nicht von seiner Urteilskraft bewältigt werden kann.“ Mit diesem Zitat einer seiner Töchter beginnt Günter MANSFELD sein umfassendes Lebenswerk (Der Held auf dem Wagen. Archäologische Belege zur technischen Entwicklung des Wagens [Ruhpolding 2013] XI). Es sei dieser Rezension vorangestellt, denn es legt den Finger auf den wunden Punkt vieler Theorien und trifft für das zu besprechende Buch in besonderer Weise zu.

Ohne Zweifel ist Ian Gilligan, der Autor der Publikation, einer der führenden Wissenschaftler, was die Entwicklung der Kleidung betrifft. Wie nur wenige Wissenschaftler*innen geht er seine Forschung aus einer holistischen Perspektive an, die man bei den oft kunsthistorischen oder technologielastigen Werken zum Thema Kleidung vermisst (z. B. K. GRÖMER, The Art of Prehistoric Textile Making. The Development of Craft Traditions and Clothing in Central Europe. Veröff. Prähist. Abt. 5 [Wien 2016]). Sein Wissensschatz reicht von der Klimatologie über die Medizin und Ethnologie bis zur Urgeschichte. Manch eine/r wird versierter sein, was die technologischen Entwicklungen betrifft, manch andere/r weiß besser Bescheid über die Verzierung von Kleidung oder gar die Diskussion um die Frage, warum wir uns alle kleiden oder ab wann. Niemand hat jedoch vor Gilligan versucht, Wissen aus so unterschiedlichen Bereichen zusammenzutragen, um Meilensteine der Menschheitsgeschichte durch unseren Mangel an Körperbehaarung zu erklären und die Zwänge, die sich daraus ergaben. Sowohl die Ausrottung der Neandertaler als auch die „Neolithische Revolution“, Prozesse, über die sich namhafte Wissenschaftler seit Jahrzehnten die Köpfe zerbrechen, finden in seinem Buch scheinbar eine ganz simple Erklärung. Verkürzt gesagt, nicht höhere Lernfähigkeit, Immunität gegen Krankheiten oder ein breiteres Nahrungsspektrum seien die Ursache für den selektiven Vorteil des modernen Menschen gewesen, sondern die Fähigkeit komplexe, also geschneiderte, Kleidung zu fertigen, statt nur ein Fell oder eine Tierhaut um sich zu wickeln (S. 101–104). In ähnlicher Weise sei die „Neolithische Revolution“ nicht aufgrund der Produktion von Nahrungsmitteln ausgelöst worden, sondern um Pflanzen oder Tiere zu